

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 37

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Schluss]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

14. September 1935

Eidgenössischer Dank-, Buß- und Betttag. Von Emma Lechleitner.

Nach heil'gem alten Brauch
Steigt Dank und Opferrauch
Am heut'gen Tag
Zu Gott, der unser Land
Schützte mit treuer Hand —
Drum jeder danken mag!

Wir sind umringt von Not,
So mancher hat nicht Brot
Für jeden Tag.
Und wir, gehegt, gepflegt,
Sind nicht erstaunt, bewegt —
Drum jeder büßen mag!

Wir sind in schwerer Zeit,
Wann macht es halt, das Leid,
Wer weiss den Tag?
Daß uns hart' Gericht
Auch ferner treffe nicht —
Drum beten wir!

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by E. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

15

Felix macht sich sachte vom Bänklein fort und schleicht sich auf den Fußspitzen auf dem Rasenbänke neben dem Riespfad wieder der Stadthalle entgegen. Er hält geraden Weges auf die Wirtschaft zum Lamm zu, es ist wie eine Eingebung über ihn gekommen, daß daselbst die ersuchte Auskunft gewiß unauffällig zu erlangen wäre. Und ähnliche Ausflüchte, wie das Mädchen vorhin, würde Gertrude nicht vorbringen können. Ja — so hoch ist es mit seinem Mute bestellt! ...

Die Stube ist nicht mehr stark bevölkert; ein großer Teil der Marktbesucher hat doch schon den Heimweg antreten müssen. Ein ältlicher Mann, der sich Alöti nennt, macht sich an den neuen Gast heran, er stellt sich ihm als auswärtiger Guldiswiler Bürger vor. Aus dem zweithin-tersten Haus; seinem Großvater habe außerdem noch ein Heimwesen im Gstadtobel gehört.

Der zutunliche Mitbürger ist gleich mitten im Fragen und Ratsuchen. „Wie stellt Ihr es nur an, daß Euch das Schnitzen so gut rentiert? Ich habe es früher auch los gehabt, doch als Packer und Magaziner in einem großen Geschäft hat man anderes zu tun. Jetzt steht es mit mir so: ich hätte ein Verlangen, mich aus dem Betrieb zurück-zuziehen und wieder auf den Berg zu gehen, und zwar aus einem besonderen Grund. Mein Großvater ist im Gstadtobel achtundneunzig geworden, meinen Vater, der sich ver-bessern wollte und da herab zog, hat es schon mit zwei-undachtzig herumgenommen. Wie soll das denn mir gehen, und wo soll es überhaupt am Ende mit unserem Geschlecht hinaus? Ein Gütlein vermag ich nicht zu kaufen, aber im

Schnitzen nähme ich es mit jedem auf, wenn ich Absatz hätte.“

Felix Wolfer schreibt auf ein aus seinem Sackbuch herausgerissenes Blatt Namen und Wohnort des Herrn mit der Goldbrille und dem Ueberzieher. „So — da ist die Adresse. Der kauft Euch ab, soviel Ihr in die Welt stellt, Ihr braucht ihm nur erst ein paar Muster zu schicken.“

Nach dieser treuerherzigen Auskunft muß sich Felix um-sehen, es hat ihm jemand sachte auf die Schulter getippt. Es ist die ehemalige Lammwirtin Gertrude Leu, die über die strenge Tageszeit in der Küche ausgeholfen hat und nun den Heimweg antreten will. „Ich wollte dir doch noch schnell Grüßgott sagen“, entschuldigt sie sich mit einer leichten Befangenheit. „Am Nachmittag hast du vor lauter Verkaufen keine Zeit gehabt. Und wer weiß, wie lang es geht, bis man dich wieder auf einem Markte sieht, wenn du deine Sachen ohne Standgeld an den Mann bringst. Ich habe nämlich dem Handel zufällig zuhören können, als ich beim Legler Würste holen ging. Der Herr Wolfer hat mich natürlich übersehen.“

Felix bringt zuerst kein Wort heraus, ihm ist, als ob eine Erscheinung vor ihm aufgetaucht, als ob eine Stimme aus einer fremden Welt zu ihm gesprochen hätte. Erst ganz langsam findet er sich in die Wirklichkeit zurück.

„Du — ich wäre morgen gern bei dir vorbeigekommen, wenn ich wüßte, wo du wohnst ...“

Sie lächelt müde. „Morgen muß ich wieder da in der Wirtschaft sein; man hofft, der zweite Markttag werde



E. Linck: Die Kreuztragung Christi. (In Privatbesitz.)

Phot. Henn, Bern.

auch noch gut. Aber du kannst mich ja die hundert Schritte weit begleiten. Du kannst bei mir einen Kaffee trinken.“

Das Große, das Unerhörte geschieht: die ehemalige Gertrude Wanner von Guldswil wandelt neben dem ehemaligen Sorgentobel-Felix das Riedbodensträßchen hinaus nach dem kleinen Bauernweiler Vorder Schönau, angeblich der ersten Siedlung am Blake, älter als der heut so hochmütige Markort. Der Lärm der Budenstadt ist etwas abgeklaut. Der Ausrufer des Meerweibzettes muß eben wieder auf dem Höhepunkt seiner Werbetätigkeit angelangt sein, wo er jeweilen dreimal in ein mächtiges Ochsenhorn stößt. Die Töne gellen wie Feuerruf in die Herbstnacht hinaus.

Felix geht halb im Traum, er kann es nicht recht glauben, daß die Frau ihre Hand leicht in seinen Arm gelegt hat; ihr scheint das jedoch durchaus selbstverständlich zu sein. Sie findet auch immer etwas zu reden; manchmal dünkt ihn, sie gebe sich Mühe darum. Zuerst hält sie sich über den Klöti auf, der schnitzen will. „Ach — mehr als eine Rockfelle bringt der nie zuweg!“ Nachher sagt sie ihm offen, er, Felix, gebe seine Sachen zu wohlfeil her, das sei auch anderer Leute Meinung.

„Ja, ich will mir das merken“, gibt er kleinlaut zurück, hängt aber dann gleich eine Frage an: „Wie geht es dir auch? Kommst du aus?“

Sie ziert sich nicht. „Man bringt sich so durch. Es kommt mir zu gut, daß ich nähen gelernt habe.“

In ihrer bescheidenen Wohnung angekommen, will sie sich gleich in der Küche zu tun machen. „Bleib doch da“,

bittet er, „es wäre schade um die Zeit. Ich möchte dich so gern ein wenig ansehen“.

„Ja — da hast du viel“, erwidert sie klein und nüchtern, tut ihm aber doch den Gefallen, sich ihm gegenüber an den Tisch zu setzen. „Ich bin ja nicht viel mehr als eine alte Frau.“

„Mir gefälltst du so, wie du bist“, sagt er aufrichtig. „Das Gernhaben muß doch durch die Augen gehen. Ja, wir wären freilich kein ganz junges Galli-Paar — mir würde es aber gleichwohl passen. Was meinst du? . . .“

Es ist ihm nicht entgangen, daß sie bei seinen letzten Worten leicht zusammenfuhr. „Was sagst du für Sachen!“ flüstert sie mit banger Sorge, indem sie an ihm vorbeinach

der Wand hinübersieht. Auch in ihren Augen ist ein leiser Schreck aufgewacht. „Gelt, wir wollen nicht von so etwas reden.“

„Wenn du es nicht willst, nie mehr!“ beteuert er unbedenklich.

„Du darfst es mir aber nicht übelnehmen“, bittet sie, gesenkten Kopfes leise in den Tisch hineinredend. „Ich habe zuviel durchgemacht. Es ist mir manchmal, es lebe nur noch ein Schatten von mir, ich selber sei gestorben. — Ich mag dich gewiß gut. Ja, ich mag dich gut.“

„Dann bin ich schon zufrieden“, bekennt er redlich und warm.

„Oh, du bist glücklich, du bist fast ein Kind geblieben.“ Sie spricht wieder in schwerem Nachdenken vor sich hin, halbwegs von ihm abgewendet. „Aber was hat das Leben mit mir gemacht? Ich meine oft, ich habe keine Seele mehr. In den ewig langen Jahren bis der Bub kam, wäre mir das Sterben keine Buß' gewesen. Hundertmal setzte er mir die Frist an, da er sich von mir scheiden müsse. Er sagte davon, während ich wie in einem Schraubstock in seinen Armen lag. — Nachher das Unglück! Ich war ja schuld, wer sonst? . . . Oh, die letzten Jahre hier im Sammer, wo wir um alles kanten, sein elendes Zugrundegehen — es war nichts gegen das Frühere. Ich war da schon abgestorben.“

Er kann die erschütternde Kunde nur nach und nach ganz verstehen. „Ich schäme mich wegen dem, was ich vorhin zu dir sagte“, preßt er nach einer Weile mühsam heraus.

„Das mußt du nicht!“ wehrt sie schnell ab. Du hast ja das andere nicht wissen können. Kein Mensch weiß darum. Ich freue mich so sehr über deinen guten Willen, ich möchte dich gern hin und wieder einmal sehen, und auch wie du schaffst. Wenn ich die Schwester in Guldswil besuche, so komme ich nach der Glinze hinauf, da wird niemand etwas dagegen haben.“

„Wenn es nur recht bald wäre!“

Felix hat zögernd den verschlossenen Briefumschlag, den er auf den morgigen Besuch bereit gemacht, aus der Tasche genestelt und legt ihn vor sie hin auf den Tisch. „Darf ich dir nicht ein wenig helfen? Mir geht es ja jetzt recht, und was ich einmal hinterlasse, das gehört eineweg niemand anderem als dir. Das ist schon lange bei mir ausgemacht.“

Die stille, bleiche Frau sieht ihn erst wie abwesend an, doch muß die den Blick sogleich niederschlagen. „Du bist gut. Aber ich kann es nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

Seine etwas hölzerne, fast nach Beleidigung tönende Frage reut ihn. Er sieht mit einem scheuen Blick, daß ihre Augen voll Tränen sind. Da steht er auf und tritt hinter ihren Stuhl. Er legt ihr eine Hand auf die Schulter und fährt mit der andern liebevoll über ihr vom ersten Schnee getroffenes Scheitelhaar. Er wischt ihr behutsam die Tränen von den Wangen.

Dann setzt er sich wieder an seinen Platz. „Bist du jetzt böse? ...“

Keine Antwort. Erst nach einer Weile blickt sie fragend nach ihm hin, ein nicht ganz zum Leben erwachtes Lächeln ist auf ihren Lippen. „Weißt du, was ich vorhin geglaubt habe?“

„Nein.“

„Ich habe geglaubt, du werdest mir einen Kuß geben. Dafür, daß du so lieb gewesen bist, bekommst du jetzt einen von mir.“

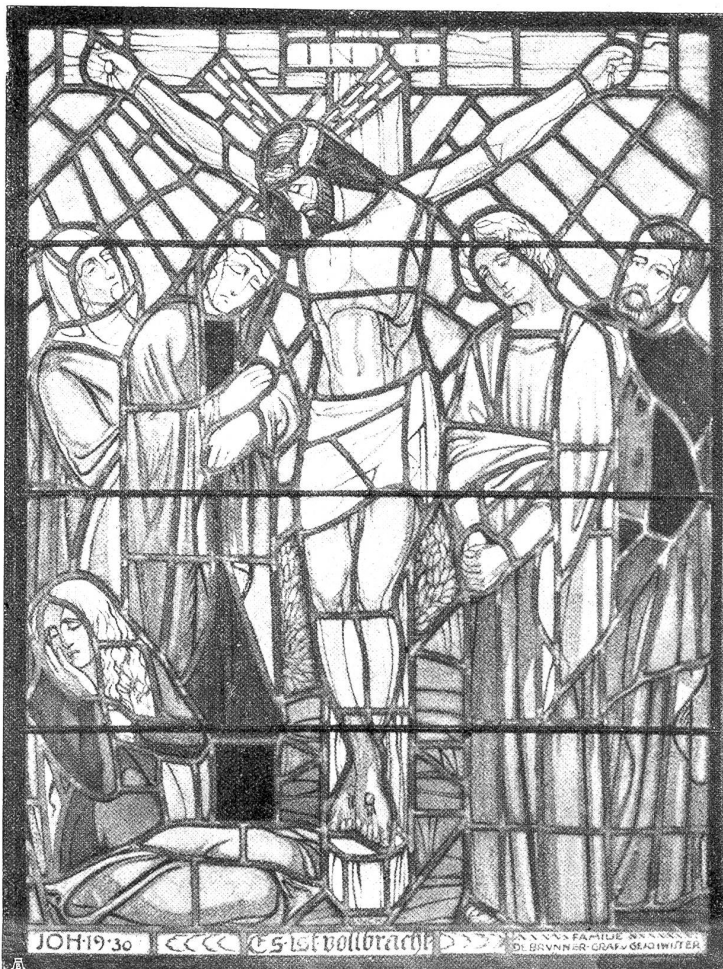
Es ist ein schein, leiser Frauentuß, den das Knechtlein Felix auf seiner Stirne fühlt. Aber er nimmt ihn wie eine Gnade hin. —

Herbst im Paradies.

Der Herbst kann den Berg schon rauh und lieblos anfahren. Er kann Lehnen und Wald mit Reif und Frühlingschnee erschrecken, wenn noch kaum die ersten gelben Blätter von Buche und Ahorn gefallen sind. Aber er wird nie vergessen, mitten in Wehmut und Winterahnen hinein eine Reihe goldener Tage zu stellen, Tage, die einzig sind in ihrer hohen Festlichkeit, in ihrem klaren, tiefen Stillesein. Der rechte Bergler lebt diese gottgeschenkte Zeit mit Dank und Andacht. Sein Schaffen und sein Sonntag, sie sind gleichsam eingetaucht in Sonnenhauch und Wälsberggold. —

Hannes Fryner hat mit seiner Frau Eva einen Kirchgang gemacht; sie lassen sich auf dem Heimweg gemächlich Zeit. Das Steigbänklein, vom breitausladenden Buchengeäste als einem goldenen Dach überhangen, ladet zu kurzer Rast ein. Sie kommen kaum je an dieser Bank vorüber, ohne ihrer jungen Zeit und ihres schönen Zusammenfindens zu gedenken.

„Oh — ich freue mich so auf die Wintersonne!“ sagt



E. Linck: Es ist vollbracht. Entwurf zu einem Glasgemälde.

Eva frohgemut. „Ich habe dir nie ganz bekennen dürfen, wie schwer mir die lange Schattenzeit manchmal das Herz bedrückte.“

„Ich will es dir auch nicht verhehlen, daß ich in den ersten Strubeggwochen nur dir und den Kindern zulieb aufeinander zu bleiben vermochte“, gibt Hannes nach einer Weile zu. „Wenn einen das Land so gar nicht erkennen will, das Haus und die Bäume! Es war mir immer, als sagten die vergrasteten Aederlein und die magern Grundwiesen zu mir: „Was willst du von uns?“ Willst du uns noch ganz verderben? — Jetzt wissen wir aber schon etwas voneinander. Beim Werken und Planieren, wenn ich mich so recht in Eifer schaffen muß, kann es einesmals über mich kommen, es könnte jetzt am hellen Tag ein Stern neben mir herabgefallen sein. Wart nur, wenn ich gesund bleibe, will ich die zwei Heimen mit Weg und Sträßlein zusammentun und aneinanderschweißen, daß sich das Paradies den schönen Namen gefallen lassen darf.“

Nun sind die beiden Kirchgänger nach einer kurzen Einfahrt in der Bergstube bei Felixens Villa auf der Glinze angelangt. Der Mehluu ist eben damit beschäftigt, den Türrahmen mit Efeuranfen zu bekleiden. „Ich bekomme Besuch!“ verrät er geheimnisvoll. „Sie hat es mir auf heute fest versprochen. Ich darf sie in Guldswil abholen. Das wird ein großer Tag sein!“



E. Linck: Die Grablegung Christi.

Cliché Kunsthalle, Bern.

„Kommt dann aber auch auf eine Stunde zu uns herauf“, ladet ihn Fryner leutselig ein. „Wir wollen zusammen ein Glas auf deine Liebschaft trinken.“

Sie schreiten über die sanft ansteigende Wiesenlehne nach dem stattlichen Strubegggaule hinauf. „Das Essen ist bereit!“ ruft Bethli schon von weitem aus dem Fenster. Der Knabe Hans hat mitten auf dem Hofplatz eine Burg erbaut aus David Leus Gfizersteinen, die man ihm leider nicht in den Totenbaum mitgegeben hat.

Eva darf noch eine kleine Überraschung erleben. Auf Fryners Geheiß hat Felix während des Kirchganges auf dem Sturzballen über der Haustüre in hübschen Schnörkelbuchstaben die Worte eingekerbt: Im Paradies.

Sie stutzt und lächelt. „Das ist schön. Jetzt ist es kein Sprichwort mehr, wenn wir es selber für wahr nehmen.“

Hannes Fryner führt sie an der Hand ins Haus hinein. „Die erste Eva ist mit Sünde aus dem Paradies gegangen“, sagt er; „du aber nicht. Darum hast du wieder heimkehren dürfen.“

*

Der schöne Herbstsonntag sagt den Menschen auf Trift und Boden wieder einmal, wenn sie es noch nicht wissen, daß der Berg eine liebe Heimat ist. Es muß Gold in ihm verborgen sein; wer das nicht glaubt, der mag es getrost bleiben lassen. Es ist nicht das rote Gold, das die Menschen zu Sklaven macht, es ist nicht das Gold, das der Venediger Lugobardi suchte. Das Gold ist die süße Liebe, die unwandelbare Treue eines scheuen Bergkinds. Das Gold ist

der klare Sommerabend, der den Bergler hoch und beherzt über die Welt der Niederung hinausbliden läßt, das Gold ist die vom späten Frühling doppelt geschmückte Blumenwiese, das Abendglühn in den Fenstern eines einsamen Bauernheimes. Das Gold ist die große Ruhe, das allerföhlteste Wunder der Bergeinsamkeit.

— Ende —

Das bessere Beten.

Ein Geschichtlein zum eidgenössischen Bettag von Emil Hügli.

Oben am Stalben gegen den Gemeindewald hin hat der Bauer Hansuli Obrecht sein Anwesen, weswegen er im Dorfe der Staldbauer genannt wird. Es ist nicht gerade ein großes Gut; aber wenn einer recht dazu schaut, so wirft es, alles in allem, einen erfreulichen Ertrag ab — und das hatte es auch fast Jahr für Jahr getan. Da es dem Hansuli und den Seinen bisher also stets recht ordentlich ergangen war, so hatte er auch keinen Grund gehabt, zu knurren und zu jammern.

Da nun überdies der Staldbauer mit den Seinen in der Kirche am Sonntag öfters zu sehen war, so fiel es dem Pfarrer nicht schwer, die guten Erfolge des Hansuli als Landwirt mit der Gottergebenheit, die er im Wesen des Bauern zu erkennen vermeinte, in Beziehung zu bringen. Er hatte denn auch schon öfters in seiner Predigt durchbliden lassen, wer gemeint sein könne, wenn er sagte, daß einer, der dem Himmel gegenüber noch wahre Dankbarkeit kenne und das Beten noch nicht verlernt habe, wohl auch sicherer auf Segen rechnen dürfe, als einer, der meine, er allein sei die Quelle des Guten in seinem Heim und Haus. „Ora et labora“ so erklärte der Pfarrer — dieser lateinische Spruch, der soviel bedeute wie „du sollst beten und arbeiten“, enthalte noch immer eine der besten Weisheiten.

Ganz nach diesem Spruche schien sich Hansuli zu verhalten; wie ja auch der Pfarrer wohl wußte, daß der Bauer in seinem Haus und Heim dem Beten keine geringe Bedeutung beizumessen pflegte. Hansuli war von jeher an die Arbeit gewohnt gewesen und dachte sich dabei: Wenn man mit Beten seine Sache noch fördern kann, so wäre man doch ein „Völi“, wenn man dies nicht täte, zumal das Beten keinen Schweiß koste. So wurden denn an seinem Tisch und in seinen Stuben fleißig die Hände gefaltet, und überdies tat er im Stall und auf dem Felde manchen guten Betspruch, von dem er wohl erhoffen durfte, daß er nicht vergeblich gesprochen sei; denn warum soll man denn nicht auch beten können: Lieber Herrgott, mach doch, daß die Blust nicht dem Frost zum Raube wird, daß die Saat nicht erfriert, daß die Kartoffeln recht groß werden, das Vieh gesund bleibt und dergleichen mehr?

So war es bis zum Sommer des letzten Jahres mit Hansuli gewesen. Dann war jedoch etwas geschehen, das ihn aus seinen bisherigen Geleisen gänzlich herausgebracht und selbst sein „frommes Beten“ erschüttert hatte. Nach einem schwülheißen Montagnachmittag war ein gewaltiges Wetter losgebrochen, und die Wasser eines schweren Wollenbruches hatten den in der Nähe seines Gutes sonst ganz friedlich vorbeischießenden Staldbach so sehr mit Glut, Erde, Sand und Schutt angefüllt, daß dieser tobend über die Ufer getreten und wie ein toller Stier losgebrochen war, um auf Hansulis schön gepflegten, Segen versprechenden Feldern wüstes Unheil anzurichten. Ein prächtiges Haferfeld, ein Teil des Kartoffelackers und der Matten, wo der Weizen üppig dagestanden hatte, waren verwüstet worden ... So etwas hätte er auf seinem Gute doch nicht erwartet! Aber nicht genug daran: Raun daß er mit der